

VORWORT

Eines Samstagabends Mitte der Neunziger, ein paar Jahre nach der Erstveröffentlichung dieses Buches, kam in der Bar des Londoner Victoria Casino ein freundlicher junger Amerikaner auf mich zu und fragte mich, ob ich der Mann sei, der *Poker. Mein Jahr als Zocker* geschrieben habe. Ich bejahte mit bescheidenem Lächeln und schaute kurz zu meiner Frau hinüber (die gelegentlich als »Puppe« in diesem Buch auftaucht), in Erwartung jenes leicht spöttischen Blicks, mit dem sie im Allgemeinen diese kleinen Schübe für mein Ego kommentiert.

»Ein tolles Buch«, meinte der Amerikaner. »Hat mein Leben verändert.« Komplimente wie dieses hatte ich zwar schon öfter bekommen, vor allem in Casinos kurz vor Beginn eines Pokerturniers, aber ich hörte sie immer wieder gern. Also luden wir unseren neuen Bekannten ein, sich auf einen Drink zu uns zu setzen, und ich fragte ihn, was er beruflich mache. »Ich arbeite für IBM in Mississippi«, lautete die Antwort. »Zumindest habe ich das getan, bis ich Ihr Buch in die Finger bekam. Danach habe ich meinen Job an den Nagel gehängt und bin Profispieler geworden. Genau wie Sie.«

Er schien nicht zu merken, dass ich ihn sprachlos anstarrte, und fuhr fort: »Sehen Sie meinen Kumpel da drüben am Würfeltisch? Er ist Anwalt. Arbeitet für das Büro des Gouverneurs von Mississippi. Zumindest hat er dort gearbeitet, bis ich ihm Ihr Buch lieh. Danach hat auch er gekündigt, und jetzt reisen wir zusammen als Pokerspieler um die Welt. Wir wollen am Montag nach Österreich weiter. Haben Sie vielleicht ein paar Tipps über die Hold'em-Szene in Wien ...?«

Ich hatte keine Ahnung von der Wiener Pokerszene. Aber viel wichtiger war, dass ich seine Sätze davor noch nicht verdaut hatte. Nie zuvor – trotz der vielen freundlichen Bemerkungen über die eigene Arbeit, an die man sich als Autor in gewissem Maße gewöhnt – war ich jemandem begegnet, der tatsächlich meinetwegen seinen Job (und dazu auch noch einen ziemlich guten) an den Nagel gehängt hatte.

In den Jahren nach der Veröffentlichung von *Poker* bin ich mir immer schmerzhafter der Tatsache bewusst geworden, dass ich unabsichtlich das Leben einiger Menschen verändert habe. Es gab mehrere Stammgäste hier im »Vic« und auch in anderen Casinos, die mir erzählt hatten, dass sie nach dem Lesen meines Buchs mit dem Pokern begonnen hätten. Aber soweit ich wusste, hatte niemand von ihnen seinen Job aufgegeben, Frau und Kinder verlassen oder war im Knast gelandet. Oder Schlimmeres.

»Wow«, brachte ich schließlich hervor. »Und wie läuft's bei Ihnen?«

»Also, Mister Holden ...« – »Bitte, nennen Sie mich Tony ...« – »Also, Tony, ich will ja nicht unhöflich sein ... denn wie gesagt, es ist ein tolles Buch, wunderbar geschrieben, sehr witzig und zeigt genau, wie's auf den Turnieren so zugeht ...« Ich hielt den Atem an. »Aber die Wahrheit ist: Bei uns läuft's viel besser als damals bei Ihnen. Wir sind jetzt im zweiten Jahr Profis und machen eine Menge mehr Kohle, als wir in Mississippi je reingeholt hätten.«

Im Verlauf des Samstagabends spielten sich die beiden Amerikaner bis an den Finaltisch des Turniers vor. Am nächsten Tag flogen sie, wie angekündigt, nach Wien. Sechs Monate später, bei der World Series of Poker im Binion's Horseshoe Casino in Las Vegas, sah ich sie wieder: Beide galten als aussichtsreiche Anwärter auf den Weltmeistertitel.

Inzwischen bringen mich derartige Begegnungen nicht mehr ganz so aus der Fassung. Bei meinen regelmäßigen Ausflügen

nach Las Vegas werde ich, mehr noch als in England, immer wieder von Menschen angesprochen, die mir erzählen, sie seien nur meinetwegen hier. Sie hätten das Buch gelesen und mit dem Pokern begonnen. Sie hätten mit dem Pokern begonnen und angefangen zu gewinnen. Sie hätten so viel gewonnen, dass sie jetzt, einfach so, hier in Vegas seien. Wenn sie gewusst hätten, dass sie mich hier treffen würden, hätten sie ihr Exemplar meines Buchs mitgebracht und mich um ein Autogramm gebeten. Und vielleicht hätte ich ja Lust, mit ihnen eine Partie zu spielen? Es wäre ihnen eine Ehre ...

Selbst meine Eitelkeit kennt Grenzen. Ich bin mir vollkommen der Tatsache bewusst, dass das von mir beschriebene Poker alles andere als Weltklasse ist. Ganz egal, ob diese Leute einen Blick in mein Buch geworfen haben oder nicht – und wenn nicht, haben sie wirklich eine erstklassige Masche drauf –, ich weiß genau, dass sie viel bessere Spieler sind als ich.

Aber was zum Teufel macht das schon? *Poker* ist mir unter den rund zwanzig Büchern, die ich geschrieben habe, mein liebstes – und mit Sicherheit das einzige Buch, bei dem das Schreiben genauso viel Spaß gemacht hat wie die Recherche. Wie könnte ich mich also darüber aufregen, von Leuten übers Ohr gehauen zu werden, denen mein Buch gefallen hat? Im Rahmen meiner extrem schwankenden finanziellen Mittel habe ich gegen die Besten von ihnen gespielt und gewonnen oder verloren – und mich dabei großartig amüsiert.

In den zwölf Jahren seit dem ersten Erscheinen von *Poker* haben mich die unterschiedlichsten Leute angesprochen, in Bars und Restaurants, in Zügen und Flugzeugen oder einfach auf der Straße, und mir gesagt: *Ja*, das war genau das, was ich schon immer machen wollte – meinen Job aufgeben und professionell Poker spielen. Ein paar von ihnen waren prominent, die meisten nicht. Ich könnte die Namen einiger Stars von beiden Seiten des Atlantiks nennen, die mir gegenüber meine eigenen Worte

zitierten, ohne zu wissen, wer ich war. Doch die wahre Befriedigung ziehe ich aus der Begegnung mit Menschen, die diesen Schritt tatsächlich gewagt und das erreicht haben, was ich so erfolglos zu tun versuchte – und danach schriftlich dokumentiert habe, um (seien wir ehrlich) meine Verluste wettzumachen. Die Leser dieses Buchs sind mein wahrer Gewinn.

Unzählige Male habe ich stundenlang an einem Pokertisch gegessen und mit völlig Fremden gespielt, in London oder Las Vegas, als irgendetwas Verrücktes passierte und der Stetson auf Platz Vier plötzlich knurrte: »Schreib *das* in dein nächstes Buch.« Natürlich hatte der Stetson dann meist gerade eben mit einem guten Blatt verloren, und das womöglich auch noch gegen mich. Aber was ich an solchen Situationen ganz besonders liebe, ist die Tatsache, dass er die ganze Zeit am Tisch saß, genau wusste, wer ich war, aber keinen Ton sagte, während ich meine angebliche Anonymität genoss. Eiskalt seinen Vorteil erkannt und ihn dann im Moment der größten Spannung gegen mich ausgespielt – wie es sich für einen Pokerspieler gehört.

Unter den vielen Briefen, die ich von den Lesern dieses Buchs erhielt (ihre Zahl übertrifft sogar die der Beschwerdebriefe, die ich im Augenblick von Anhängern des englischen Königshauses bekomme), befindet sich auch einer, der aus dem C-Flügel eines amerikanischen Staatsgefängnisses stammt. »Joe Ingargiola« (alias Joe Thomas) hatte in den Bücherregalen des Bayside State Prison in Leesburg, New Jersey, ein Exemplar von *Poker* entdeckt. Joe, der mich als Schlaumeier-wird-Berufsspieler ausgemacht zu haben glaubte, outete sich als Seelenverwandter: »Als jemand, der wie ich die Odyssee aus der Welt der Wissenschaft in die Welt des schönen Scheins durchlebt und durchlitten hat, möchte ich Ihnen attestieren, dass Sie die Essenz und den Geist dieser Reise mit makelloser Akkuratess und großem sprachlichen Schwung eingefangen haben ... Ihre literarische Belesenheit Oxford'scher Prägung verleiht einer häufig als fragwürdig

angesehenen Profession neue Legitimität.« Dann folgten weitere Komplimente dieser Art, viele großartige Pokerstories und sogar Auszüge aus seiner Doktorarbeit über Kierkegaard, bevor Joe zum eigentlichen Anlass seines Briefes kam: Er saß gerade achtzehn Monate ab für seinen Versuch, Donald Trump durch einen Casino-Schwindel in Atlantic City um 250 000 Dollar zu erleichtern. Zu dem Zeitpunkt, als sein Brief mich erreichte, würde er jedoch seine Schuld gegenüber der Gesellschaft abgetragen haben und nach Las Vegas zurückgekehrt sein, wo er hoffte, mich an einem Seven-Card-Stud-Tisch persönlich kennen zu lernen.

Im Mai des darauf folgenden Jahres, zur Zeit der Baseball-Weltmeisterschaft 1994, begegnete ich tatsächlich dem frisch in die Freiheit entlassenen Joe, der es kaum erwarten konnte, ein Spielchen mit mir zu wagen. Es war ein ergreifender Moment für uns beide – nicht zuletzt deshalb, weil Joe Stud Poker deutlich mehr lag als mir. Zu diesem Zeitpunkt steckte ich jedoch unglücklicherweise in einer risikoreichen Pot-Limit-Partie fest (siehe »Glossar«), in der ich meinen Platz verlieren würde, wenn ich nicht bald an den Tisch zurückkehrte. Joe, ganz der Gentleman, verstand natürlich sofort. Wenn ein Mann in einer Pokerpartie feststeckt, dann muss er sofort alles dafür tun, sich wieder zu befreien. Bis mir diese unerwartete Großtat schließlich gelungen war, hatte Joe sich leider schon wieder in die nie endende Nacht von Vegas aufgemacht. Wer weiß, vielleicht sieht man sich ja im nächsten Jahr.

Ähnliches Wunschdenken herrscht bei mir auch in puncto Weltmeisterschaft. Leser, die frühere Ausgaben dieses Buchs kennen, dürften nicht überrascht sein zu erfahren, dass es mir trotz meiner jährlichen Versuche im Binion's bis heute nicht gelungen ist, das begehrte Armband zu gewinnen (wenn ich Poker-Weltmeister geworden wäre, hätten Sie es längst erfahren) oder aufgrund meiner Verdienste um diesen Sport von Ihrer Majes-

tät ausgezeichnet zu werden. Andererseits habe ich daheim in London einige schöne Erfolge erzielt, bei den offiziellen Turnieren im »Vic« und in anderen Clubs der Stadt, deren Namen (und Pokerräume) regelmäßig wechseln. Außerdem stehen aufgrund der längst überfälligen Reform der Glücksspiel-Gesetzgebung (über die ich mich auf den Seiten 128 ff. beklage) weitere radikale Veränderungen kurz bevor.

Und das bringt mich auch zum einzigen Kapitel meines Buches, das ich inzwischen bedauere. Zwar ist nur sehr wenig darüber an die Öffentlichkeit gedrungen – selbst über die Tatsache, dass ich die Besitzer als »analfixierte Geldgeier« bezeichnet habe –, aber das Personal der englischen Casinos dürfte allen Grund haben, über die rohe, pauschale Abrechnung mit der Londoner Clubszene in meinem Buch verärgert zu sein. Daher freue ich mich, mitteilen zu können, dass sich die Verhältnisse seitdem bemerkenswert deutlich verbessert haben – nicht zuletzt dank der Einführung lebhaft frequentierter Turniere, die im Allgemeinen von guten, gelegentlich von herausragenden Pokerpartien begleitet werden. Auch ich besuche diese Clubs inzwischen regelmäßig, hauptsächlich jedoch, um mich von den Anstrengungen des »Tuesday Night Game« zu erholen, unserer dienstäglichen Pokerrunde, in der es nach wie vor so besessen und gnadenlos zugeht wie eh und je.

Einige wenige Unglückliche sind inzwischen auf der Strecke geblieben; ein paar neue Gesichter sind aufgetaucht und wieder verschwunden; einige, darunter auch David Spanier, sind leider von uns gegangen; doch der harte Kern von uns, der sich seit einem Vierteljahrhundert zum Pokern trifft, scheint noch lange weitermachen zu wollen – bis hinein ins Altersheim für abgebrannte Kartenhaie, wo die lautstarken Auseinandersetzungen über die Frage, wer ein Pfund hinten liegt (immer der Geber), auf ewig die wesentlich gesitteteren Unstimmigkeiten über deutlich größere Summen übertönen werden. Heutzutage hat mein

Konto zwar mit meiner neuen und Besorgnis erregenden Begeisterung für so genanntes »Spread Betting«, also Trendwetten auf Sportveranstaltungen, zu kämpfen (einer längst überfälligen Innovation in England), aber zum Zeitpunkt der Entstehung dieses Vorworts ist alles noch in bester Ordnung.

Viele Menschen haben mir erzählt, mein Buch hätte Pokern in England fast schon gesellschaftsfähig gemacht – und das in einem Land, in dem dieses Spiel zuvor nur als anrühiger Zeitvertreib für die Halbwelt des Londoner East End galt. Zudem brachte mir dieses Buch die weltweit erste regelmäßige Pokerkolumne in einem Hochglanzmagazin ein, dem *Esquire*, und gab den Anlass für die erste Fernsehdokumentation über das Pokern überhaupt (und das ausgerechnet bei der BBC). Es wurde sogar in Hollywood herumgereicht – bis jetzt leider noch ohne Ergebnis –, als potenzieller Filmstoff für einige der etwas kantigeren Stars. Im Jahr 2000 hatte ich außerdem das Glück, in einer »Prominenten«-Ausgabe der Channel-4-Kultserie *Late Night Poker* 7000 Pfund zu gewinnen, wobei ich zunächst mit allen Wassern gewaschene Konkurrenten wie Martin Amis, Stephen Fry und Patrick Marber ausschaltete und mich dann in einem spannenden Duell gegen die Person durchsetzte, der dieses Buch gewidmet ist.

Doch nichts davon hat mich mit so viel Stolz (und Sorge) erfüllt wie die Reaktionen meiner Söhne. *Poker* ist das einzige meiner Bücher, das sie alle gelesen haben, und mit Sicherheit das einzige Buch, mit dem sie vor ihren Freunden angeben. Alle drei sind nach ihrer Lehrzeit bei Clubturnieren in (meistens) gewinnbringende private Pokerrunden gewechselt – die übrigens auch von den Sprösslingen anderer Dienstagabend-Stammgäste besucht werden. Es sieht also so aus, als ob das Tuesday Night Game auch dann noch fortbestehen wird, wenn seine Gründer längst am großen grünen Spieltisch über den Wolken hocken. Bei Pokerrunden im Familienkreis hat jedenfalls einer von ih-

nen immer gerade dann einen Flush oder Full House, wenn es mir endlich gelungen ist, eine Straße auf die Hand zu bekommen. Mögen die Pokergötter mit ihnen sein – und natürlich mit Ihnen allen.

Wir sehen uns am Finaltisch.

Anthony Holden
London, 2002

1 IMMER SAUBER BLEIBEN



Erst als ich meinen Namen hörte, mich umdrehte und einen uniformierten Muskelberg von prähistorischen Proportionen samt Handschellen am Gürtel und Pistole an der Hüfte entdeckte, wusste ich, dass ich mich endlich entspannen konnte.

Ich kämpfte mich durch die Menge bis in seine schützende Nähe vor, brachte mit letzter Kraft ein heiseres »Ich bin Holden« heraus und überließ mich dann dankbar seiner Obhut. Mit einem strahlenden Lächeln, das seine bedrohliche Erscheinung Lügen strafte, griff der Riese nach meinem Gepäck und meinte: »Willkommen in Las Vegas, Mr. Holden. Sie sehen müde aus.«

Hank, wie ich auf einem Schildchen an seinem Revers las, gehörte zum Sicherheitsteam von Binion's Horseshoe Casino. In seinem vorschriftsmäßigen khakifarbenen Safarianzug mit goldenem Hufeisen-Logo auf Brust und Oberarmen, der kaum genug Platz bot für seine gewaltigen Muskelpakete, wirkte er wie ein Jäger im Großstadtschungel, der seine Beute schon im Visier hatte. Wenn sie nicht gerade die eine Million Dollar in bar bewachen, die in einem riesigen Plexiglas-Hufeisen in der Lobby des Horseshoe ausgestellt ist, oder ein wachsames Auge auf die vielen weiteren Millionen haben, die jeden Tag in den Sälen des Casinos umgesetzt werden, betätigen Binion's Spielcasino-Schwergewichte sich im Zweitberuf als Limousinenchauffeure und erfüllen die wenigen mobilen Wünsche der meist sehr standorttreuen »High Roller«, der Edelzocker.

Und tatsächlich: Dort drüben, hinter den silbrigen Palmwedeln und Neon-Reklameflächen, die den McCarran Airport

von allen anderen Flughäfen der Welt unterscheiden, auf der anderen Seite der gewaltigen Glaswände, die uns die 40 °C Außentemperatur vom Leibe hielten, stand mein bevorzugtes Transportmittel – eine glänzende, schwarze Limousine, gut einen Häuserblock lang. Nachdem er meine bleischweren Koffer vom Gepäckband gepflückt hatte, als wären sie Papiertüten, bat Hank mich mit einer Geste in Richtung Wagen. Das war der Augenblick, auf den ich mich seit fünfzehn langen, trostlosen Stunden gefreut hatte – und wenn ich es genauer bedachte, seit zwölf langen, trostlosen Monaten.

Man merkt sofort, dass man in Las Vegas ist, selbst wenn sich die eigenen Eingeweide gefühlsmäßig immer noch in der Luft befinden. Sobald man über die Gangway aus dem Flugzeug stolpert, noch ganz benommen von der dröhnenden, staatenlosen Monotonie eines Langstreckenflugs um die halbe Welt, gellen einem die spitzen elektronischen Schreie der Spielautomaten in den Ohren. Das schrille Klingeln und Klackern der ersten Hauptgewinne lässt keinen Zweifel daran, dass man sein Traumland erreicht hat. Der Weg zum Gepäckband führte früher durch ein Labyrinth Einarmiger Banditen, die inzwischen durch hoch entwickelte Video-Spielautomaten ausgetauscht worden sind, und ist nach wie vor gesäumt von Bars, Cocktailkellnerinnen und allen anderen verlockenden Bestandteilen eines Großstadt-Spielcasinos. Wer als Besucher das erste Mal hierher kommt, der könnte durchaus annehmen, dass er bereits mitten in Vegas ist, mitten in den zweiten Flitterwochen mit seiner Glücksfee.

Wohin das Auge blickt, sieht man passend grellbunte Geschäfte, in denen alles zu haben ist, was das Herz begehrt, von Spielkarten und Pokerchips bis hin zu Feuerzeugen und Nummernschildern; und alles mit dem eigenen Namen – sofern man Randy oder Tex, Cindy oder Donna heißt. Anschließend wird man von Frank Sinatras oder Wayne Newtons geisterhafter Stimme den Rollsteg entlangbegleitet, zu einer Wallfahrt ins Bal-

ly's oder Caesar's Palace gedrängt und daran erinnert, dass in Las Vegas viele Halbgötter auf Anbetung warten.

Schon der erste Blick aus der Luft auf diese Stadt hat etwas Unglaubliches – ganz egal, ob man von Los Angeles und dem Westen über das Death Valley einfliegt oder von London, New York und dem Osten über den Grand Canyon, den Hoover-Staudamm und Lake Mead. In jedem Fall genießt man gut eine Flugstunde lang von seinem bequemen Sitzplatz aus den Blick auf eine schier unendliche Wüste – im sicheren Wissen, dass jeder zum Tode verurteilt ist, der gerade jetzt dort unten herumläuft. Verschwommene Bilder von alten Pioniertrecks geistern einem im Kopf herum, bis sich der erste atemberaubende Blick auf diese Ansammlung fantastischer Türme und Glaspaläste bietet, die wie zufällig in diese Mondlandschaft hineingeworfen wurden, mitten in dieses riesige und völlige Nichts. In der Nacht wirkt Las Vegas aus der Luft wie ein Treffen von Ozeanriesen auf einem dunklen, endlosen Meer.

Die Landung und das Auschecken sind die letzten, kurzen Kontakte mit der Realität, bevor man eine Welt betritt, wie es sie auf diesem Planeten kein zweites Mal gibt. In kürzester Zeit verflüchtigen sich alle herkömmlichen Werte, ein Leben lang gehegte Träume und Wünsche verblassen, und jedes Interesse an der Außenwelt wird geistesabwesend vergessen – überwältigt vom Sirengesang des Lebens auf der Überholspur, von Limousinen, goldenen Wasserhähnen und herzförmigen Betten, von Würfeltischen, Rouletterädern und Bakkarat-Banken, von der allgegenwärtigen Chance, den Rest seiner Tage als Millionär zu verbringen. Viele gehen daran zugrunde, verführt von der Aussicht darauf, diesen Ort nie mehr verlassen, sich nie mehr der grausamen Realität des Lebens stellen zu müssen.

Vegas verliert keine Zeit. Der Ort entfaltet sofort seinen Zauber, bereits halb in der Limousine, als Hank mir die Tür aufhält und mich in einen hochflorigen, klimatisierten Kokon mit

Cocktailbar, Eismaschine, Stereosound und fernbedientem Fernseher bittet, der genug Platz bietet für ein Footballteam und ganz allein für mein persönliches Wohlbefinden gedacht ist. Selbst ein Zweimeterzehn-Riese könnte hier bequem die Beine ausstrecken. Nachdem Hank auf den Fahrersitz geklettert ist, der sich gut eine Meile vor mir befindet, fährt er schweigend die elektrische Glasscheibe hoch, die meine Welt von seiner trennt. Er wird nicht sprechen, außer wenn er angesprochen wird. Der Mann, dessen bloßer Anblick mich normalerweise dazu bringen würde, höfliche Nichtigkeiten zu plappern – als ob man sich Zeit erkaufte, indem man einen mürrischen Hai mit Fischen füttert –, steht nun ganz zu meiner Verfügung und hat die Pflicht, jeden meiner Wünsche zu erfüllen. Heutzutage sind wir alle High Roller.

Das Problem daran ist nur die damit einhergehende Verpflichtung, sich auch wie ein solcher Edelzocker zu benehmen. Für Gefälligkeiten dieser Art wird, natürlich, kein Geld verlangt – eine Limo ist das Mindeste, was Binion's guten Gästen wie mir zur Verfügung stellt. Doch nachdem Hank den Wagen schweigend und sanft am Tropicana vorbeigesteuert hat und mich über den Freeway, parallel zum Strip mit seinen geschmacklosen Touristenattraktionen, nach Downtown Las Vegas ins Glitter Gulch gebracht hat, wo sich die wahren Spieler treffen, scheint mir ein 50-Dollar-Trinkgeld das Mindeste zu sein, das er für seine Mühe verdient hat – also das Doppelte dessen, was die Anmietung einer Limousine gekostet hätte, von einem Taxi ganz zu schweigen. Und wenn er mich wieder zum Flughafen zurückbringen wird, in einer Woche, sofern ich Glück habe, werden mir 100 Dollar unverschämt wenig vorkommen.

»Das war doch nicht nötig, Sir«, meint er mit breitem Südstaatenakzent, schiebt den Fünfziger in die Tasche und schleppt meine lächerlich schweren Koffer (voller Bücher, obwohl ich das in Vegas nicht einmal zu flüstern wagen würde) durch die Ein-

gangstür zur Rezeption des Golden Nugget, dem Ausweichquartier des Horseshoe in dieser Jahreszeit. Hank und mich verbindet von nun an ein geheimer Pakt: Er wird ab jetzt jedes Mal freundlich grinsen, wenn wir uns in dieser Woche im Casino über den Weg laufen – genauso wie Jerry das jetzt tut, der Hotelpage, der mich erstaunlicherweise noch von meinem Besuch im letzten Jahr kennt. Da geht der nächste Fünfziger, und ich habe es noch nicht mal bis in den Fahrstuhl geschafft.

Das Lächeln des Empfangschefs wird breiter, als mein Eintrag im Computer erscheint. »Die Suite geht auf Kosten des Hauses, Mr. Holden. Sie sind diese Woche Gast von Mr. Binion, also werden Sie Ihre Kreditkarte nicht benötigen. Ich nehme an, Sie haben dieselbe Suite verlangt wie bei Ihrem letzten Besuch?« Hatte ich das? Konnte ich das? Es schien etwas zu sein, das richtige High Roller tun, also entschied ich mich für ein wissendes Lächeln. »Gar kein Problem, Sir. Würden Sie bitte einen Augenblick hier warten? Der Schichtmanager des Casinos möchte Sie gern offiziell begrüßen.«

Kurze Zeit darauf steht besagter Schichtmanager vor mir und entpuppt sich als junge, weibliche und attraktive Managerin – was mich aus irgendeinem Grund wie ein Schlag trifft. Zu meiner eigenen Überraschung küsse ich sie auf die Wangen, in der irrigen Annahme, dass wir einander bei meinem letzten Besuch vor einem Jahr schon einmal begegnet sind und dass dieses Ritual darum irgendwie dazugehört. »Oh nein, Sir«, sagt Karen – wie ihr Namensschildchen verrät – errötend, »ich arbeite hier erst seit sechs Monaten.«

Jerry bringt mich hinauf in mein Zimmer, wobei er in Erinnerungen an meinen letzten Aufenthalt schwelgt, sich an mehr Details meiner Casino-Abenteuer erinnert als ich und Spekulationen über meine Aussichten für die kommende Woche anstellt. »Eine unserer besten Suiten, Mr. Holden. Sehr klug von Ihnen, sie erneut zu buchen. Immer schön, Sie wiederzusehen,

Sir. Wenn ich irgendwas für Sie tun kann, lassen Sie's mich wissen.« Das allein ist einen weiteren Fünfinger wert.

Der Raum ist riesig und riecht nach neuem Teppich. Das Bett bietet genug Platz für eine Großfamilie. Das Badezimmer verfügt über allen erdenklichen sanitären Luxus und einen Bademantel mit meinen Initialen. Natürlich gibt es auch einen riesigen Fernseher und eine ganze Batterie von Telefonen, doch davon abgesehen wirkt die gewaltige Zimmerflucht seltsam leer. Keine Minibar. Kein Sofa. Kein Hotel-Pay-TV. In Vegas soll sich jeder Gast wie ein Millionär fühlen – das aber bitteschön unten in den Casinos. Die Anreize, im eigenen Hotelzimmer zu bleiben, sind folgerichtig minimal.

Nicht, dass ich welche gebraucht hätte – doch irgendwie scheint es nicht richtig zu sein, sofort wieder von Jerry nach unten zu fahren. Mein Instinkt rät mir, ihm drei Minuten Vorsprung zu lassen und mich dann ins Getümmel zu stürzen, ohne noch mein Transatlantik-Hemd zu wechseln. Schließlich habe ich lange auf diesen Augenblick gewartet.

Der zurückhaltende Engländer in mir kämpft kurz mit meinem Yankee-*Alter Ego*, bis meine langweilige ordnungsliebende Seite die Oberhand gewinnt. Also packe ich erst einmal aus, hänge meine Sachen in den Schrank, sortiere meine Bücher und schaffe mir ein kleines Arbeits- und Lebensumfeld – wechsele das Hemd aber immer noch nicht –, ehe ich mir ein Glas Champagner auf Kosten des Hauses einschenke, eine zollfreie Zigarette anstecke und das aufregende Gefühl meiner Wiederkehr nach Utopia genieße. Außerdem bleibt mir so mehr Zeit, die Vorfreude darauf zu genießen, dass ich bald wieder in jenen faszinierend geschäftigen Lärm eintauchen werde, der nie er stirbt – das geisteskranken Gebrabbel der Spielautomaten, die spitzen Schreie der Würfelspieler, und über allem die wahre Sphärenmusik von Vegas, die jedem Pokerspieler das Glück auf Erden verheißt: das ewige, allgegenwärtige Klicken der Chips, ein Ge-

räusch wie nimmermüde zirpende Zikaden, das ihn, mit dem wunderbaren Versprechen eines sofortigen, endlosen Spielvergnügens, unwiderstehlich anlockt.

Ich bin müde, leicht angetrunken, überdreht und spüre den Jetlag – vier von vier Voraussetzungen, unter denen man auf keinen Fall in Las Vegas Poker spielen sollte, wo die Haie gleich scharenweise unterwegs sind. Für Augenblicke wie diesen hat man hier einen altbewährten Spruch: »Wenn du nach dreißig Minuten am Pokertisch den Trottel noch nicht entdeckt hast, bist du es selbst.«

Aber was soll's, der Spielsaal wartet. Schließlich bin ich nicht den ganzen langen Weg hergeflogen, um mich mal richtig auszuschlafen.